

## Unverkäufliche Leseprobe



### **Windgeflüster**

Chinesische Gedichte über die Vergänglichkeit

118 Seiten mit einer Abbildung, Klappenbroschur  
ISBN: 978-3-406-65345-2

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12245586>

*Li Bo*

EINSAMER TRANK BEI MONDLICHT

Ohne Gesellschaft,  
allein mit einer Kanne Bier  
zwischen den Blumen sitzend,  
heb' ich den Becher  
und lad' den Mond hinzu.  
Meinen Schatten mitgerechnet  
sind wir nun zu dritt:  
Der Mond indes  
versteht sich nicht aufs Trinken,  
und blindlings  
folgt der Schatten meinem Schritt.  
Für den Moment jedoch  
genieße ich die Runde,  
die ausgelassen  
durch den Frühling springt:  
Wenn ich singe,  
wippt der Mond dazu,  
und wenn ich tanze,  
torkelt der Schatten hinterdrein.  
Leicht trunken  
finden selig wir zusammen,  
doch trennt uns dann der Rausch,  
bis wir uns einst  
für alle Zeit verbrüdern:  
gelöst von menschlichem Empfinden  
am fernen Firmament.

*Li Bo*

## ÜBERNACHTUNG IM BERGKLOSTER

Hundert Fuß  
ragt der Turm in die Höhe,  
so weit, dass man von hier aus  
sogar die Sterne pflücken könnte.  
Ich aber wage es nicht einmal,  
laut zu sprechen:  
aus Angst davor,  
die Menschen im Himmel  
zu erschrecken.

*8. Jahrhundert, nicht näher datiert*

*Li Bo*

SILBERREIHER

Wie ein schwebender Eiskristall  
gleitet der Silberreihler  
hinab an die herbstlich  
gestimmten Gestade.  
Reglos verharre ich:  
alle Sinne  
auf die Sandbank gerichtet,  
an deren Rand  
er nun einsam weilt.

*8. Jahrhundert, nicht näher datiert*

*Li Bo*

NÄCHTLICHES BEISAMMENSEIN  
MIT FREUNDEN

Den Kummer  
von tausend Generationen  
haben wir ertränkt  
in hundert Kannen Bier.  
Welch eine Nacht,  
was für Gespräche!  
Lange hielt uns das Mondlicht wach,  
doch jetzt liegen wir trunken  
in der endlosen Ödnis der Berge:  
über uns als Decke der Himmel,  
darunter als Polster die Erde.

*8. Jahrhundert, nicht näher datiert*

## NACHWORT

### *Nichts kommt der Dichtung gleich*

Keine andere Literaturgattung konnte sich während der gesamten chinesischen Kaiserzeit (von 221 v. Chr. bis 1911) einer ähnlichen Wertschätzung erfreuen wie die Lyrik. Weder die Epik noch das Drama berührte ein derart weites Themenspektrum und war im Alltag der Eliten gleichermaßen präsent. Die Verse wirkten als geistiges Stimulans, verliehen den Worten Autorität und dienten als Mittel der politischen Auseinandersetzung.

*Nichts kommt der Dichtung gleich. Sie allein vermag das Universum zu bewegen und die Götter anzurühren.*

Auch ließ sich damit ein entsprechender Bildungshorizont demonstrieren, denn einfach war der Umgang mit der Poesie nicht. Entsprechend groß waren die individuellen Abweichungen in der Qualität der Sprachgestaltung. Aber auch im Hinblick auf die verschiedenen Epochen lassen sich deutliche Diskrepanzen festhalten. Im Allgemeinen gelten die Dynastien Tang (618 bis 907) und Song (960 bis 1279) als Blütezeit. Alles, was später kam, wird gerne als epigonenhaft eingestuft, wobei der Umstand, dass zwei der drei folgenden Herrscherhäuser Fremdvölkern entstammten, ein wenig zu dieser etwas herablassenden Einschätzung beigetragen haben mag.

Ganz falsch ist dieses Urteil allerdings nicht, und die Eroberung durch die Mongolen markiert 1279 in der Tat einen tiefen Einschnitt, weshalb sie auch in diesem Band – zahllosen vorangegangenen Anthologien folgend – den Schlusspunkt setzt. Die Abgrenzung zu den Frühphasen literarischen Schaffens wird hingegen mit der Reichseini-gung 221 v. Chr. verbunden. Dies ist weniger üblich, findet aber in der besseren Zuordnung und Datierung der Werke ebenso seine Legitimation wie in der verstärkt einsetzenden Beschäftigung mit der Vergänglichkeit.

Ohnehin kann die Festlegung auf einen Zeitraum von eineinhalb Jahrtausenden wohl kaum als extreme Selbstbescheidung gedeutet werden. Inwieweit man das auf diese Weise chronologisch fixierte Korpus als «klas-sisch» empfinden mag, sei dahingestellt, doch spricht wenig dagegen.

### *Der Herrscher leitet das Volk an*

Die wichtigste Aufgabe des Kaisers, der sich als «Sohn des Himmels» verstand, war es, die Harmonie zwischen Menschheit und Kosmos zu gewährleisten. Sein Auto-ritätsanspruch erstreckte sich demnach nicht nur auf ein durch politische, militärische oder kulturelle Grenzlinien umrissenes Territorium, sondern – zumindest im Prin-zip – auf die ganze Welt: lediglich abgestuft nach dem Ausmaß, in dem sich die einzelnen Länder und Völker seinem konfuzianisch geprägten Hegemoniestreben unterwarfen. Als Regent über das Reich der Mitte demon-strierte er also im Grunde nur einen Teil seiner Machtfülle. Das «Mandat des Himmels», auf das der Kaiser sich

stützte, war stets gefährdet; denn Erdbeben, Überflutungen, Hungersnöte, militärische Niederlagen, Aufstände, unglückverheißende Vorzeichen oder das Ausbleiben von Tribut konnten jederzeit als Zeichen für den Entzug der Legitimation bewertet werden:

*Von oben empfängt der Herrscher demütig den Willen des Himmels und leistet den Weisungen Folge. Nach unten hin leitet er das Volk an, bewirkt dessen Wandel und führt es in seinem Wesen zur Vervollkommnung. [...] Naturkatastrophen sind Vorhaltungen des Himmels, unglückverheißende Vorzeichen Ausdruck seiner Macht. [...] Nur wenn es Verfehlungen im Reich zu ahnden gilt, ruft der Himmel Heimsuchungen hervor.*

Anlässe für derartige «Sanktionen» boten sich offenkundig regelmäßig, denn man kann die Geschichte Chinas auch als Abfolge von verheerenden Naturereignissen oder als Chronologie von Aufständen lesen. Und noch ein weiterer Faktor bestimmte den historischen Rhythmus: der stetige Wechsel zwischen Abschottung und Expansion, zwischen Ängstlichkeit und Neugier, zwischen Xenophobie und Exotismus.

Glaut man der konfuzianisch geprägten Historiographie, dann herrschte unterhalb des Kaisers eine vierstufige Rangordnung, die (von oben nach unten) aus Beamten, Bauern, Handwerkern und Kaufleuten bestand. In Wirklichkeit waren die Trennlinien zwischen den so definierten Bevölkerungsschichten jedoch oft weniger starr. Immer wieder gab es Phasen größerer sozialer Durchlässigkeit, in denen die ansonsten verachteten Händler einflussreiche Positionen auf den verschiedenen Ebenen der



Bürokratie erlangen konnten: insbesondere in Zeiten, in denen sich der durch Hungersnöte und Kriege gebeutelte Staat genötigt sah, auf private Finanziers zuzugehen.

Im Übrigen hielten sich durchaus nicht alle Beamten an die von ihnen formulierten Prinzipien und investierten in die unterschiedlichsten Geschäftsfelder; manche führten eigene Unternehmungen oder wurden gar als Geldverleiher tätig. Zudem legten die Vertreter der beiden Berufszweige ihr Kapital bevorzugt in Landbesitz an und gerierten sich mitunter als Bauern. Ohnehin entstammten die vermeintlichen Protagonisten unterschiedlicher Lebenswelten nicht selten dem gleichen Milieu oder waren einander sogar durch Familienbande verpflichtet.

Handwerker hatten hingegen kaum eine Chance, in die dünne Oberschicht aufzusteigen, auch wenn man manchen Metiers – etwa Goldschmieden oder Tuscheherstellern – durchaus Respekt entgegenbrachte. Zur Lebenswelt der Pächter, Landarbeiter, Tagelöhner, Domestiken oder Sklaven hatten die Eliten freilich kaum Zugang, und soziales Engagement diente gewöhnlich weniger der Einhaltung ethischer Prinzipien denn der Wahrung politischer Stabilität: ungeachtet der Tatsache, dass man gelegentlich das Idyll der kleinen Leute pries.

Der autoritären Ordnung des Staates entsprach in vielerlei Hinsicht die Struktur der Familie, innerhalb derer die Privilegien und Pflichten der einzelnen Mitglieder klar geregelt und – vor allem nach Alter und Geschlecht – hierarchisch gestaffelt waren. Frauen konnten sich im Allgemeinen nur dann durchsetzen, wenn sie durch ihre Herkunft oder durch eine Heirat abgesichert waren. Besonders prekär war die Rolle der Konkubinen, die keinen gesicherten rechtlichen Status innehatten und sich meist bedin-

gungslos den Wünschen ihrer Gönner fügen mussten, wollten sie nicht den völligen sozialen Absturz riskieren.

*Männer, die über himmlische  
Vollkommenheit verfügen*

Betrachtet man die Biographien der in dieser Anthologie versammelten Autoren, dann gewinnt man den Eindruck, das Verfassen von Gedichten sei in erster Linie ein Zeitvertreib von Beamten gewesen. Ganz falsch ist diese Wahrnehmung sicherlich nicht. Dennoch war das Schreiben weit mehr als individuelle Zerstreung, es gehörte zum Selbstverständnis all jener, die ihr Glück in einer Karriere bei Hofe suchten. Und das galt für die meisten Männer, die den Bildungseliten angehörten, auch wenn viele bei der Umsetzung dieses Plans scheiterten: sei es, weil sie die extrem anspruchsvollen Prüfungen nicht bestanden, sei es, weil sie in Ermangelung der nötigen Protektion auf drittrangigen Posten in der Provinz versauerten, sei es, weil sie rechtzeitig feststellten, dass sie sich nicht völlig verbiegen lassen wollten.

[...]